61

Hufnägel will niemand haben

Erzählung von Bernhard Schulz

Vor meinem Vaterhaus standen vier mächtige Linden, deren zweite von links eines Nachts bei einem Gewitter getroffen wurde und einen hohlen Stamm bekam. Gegenüber befand sich eine Hufschmiede, und der Meister mußte anderntags dem Baum eiserne Bänder anlegen; denn es wäre schade gewesen um die alte Linde. Aber in dem hohlen Stamm nisteten sich Käuzchen ein, und bald war das Dorf mit Käuzchen geradezu verseucht.

Ich höre noch, wie mein Vater und der Hufschmied überlegten, auf welche Weise die Vögel ausgerottet werden könnten. Ihr Geschrei war unerträglich, und außerdem fürchtete man, daß sie den Tod herbeirufen würden. „Verdammte Totenvögel", sagte der Schmied, und er war es, der die Idee hatte, eine Leiter an den Baum zu stellen und die Brut in dem hohlen Stamm mit heißem Wasser zu verbrühen. Als diese Maßnahme ihm nicht zur Ruhe verhalf, füllte er dem Baum Steine in den Leib.

Meister Egbert war, was die Käuzchen anbetraf, ein unnachgiebiger und grausamer Jäger. Er wollte seinen Schlaf haben, das eindringliche „Kummit, kummit" der Totenvögel erschreckte ihn zutiefst. Meister Egbert hing sehr am Leben. Er aß gern, er redete viel und er trank unmäßig. Aber das kam daher, daß ihm die Arbeit Durst machte, die Höllenglut der Esse, der scharfe Geruch des glühenden Eisens, die Schwaden des verbrannten Horns, der Umgang mit Bauern und Ackergäulen. Es gab weit und breit keine Werkstatt, die auch nur andeutungsweise soviel Lärm hervorbrachte wie die Hufschmiede.

Um vier Uhr fingen der Meister und seine Gesellen an, Hufeisen, Nägel, Achsen, Reifen und Wagenbeschläge zu schmieden. Durch die Häuser in der Nachbarschaft flakkerte der Widerschein der Esse. In den Morgenschlaf der Dorfbewohner hinein läutete das Pink-pink der Hämmer, die in rhythmischer Folge auf den Amboß trafen.

In jedermanns Erwachen tropfte klirrendes Eisen und zischte heißer Dampf, wieherte ein Pferd und brüllte der Meister. Das Pflaster dröhnte vom ungebärdigen Huf der Gäule, die beschlagen werden sollten, und das eichene Gestühl der Boxen erklang wie dumpfe Trommel.

Heute kommt mir dies alles wie Musik vor, und ich glaube, daß es eine großartige Sache war, einer Hufschmiede gegenüber zu wohnen.

Aufregend wurde es, wenn die Bauern, die eine eigene Jagd besaßen, Schwarzwild mitbrachten und vom Schmied die Borsten mit glühenden Stangen absengen ließen. Das geschah auf der Straße, und das ganze Dorf war tagelang von einem merkwürdigen Geruch erfüllt, der die Geheimnisse der Wälder enthielt und doch nur die Schwarte einer Wildsau war.

Das Tier wurde aufgebrochen, zerlegt und verkauft, wozu Meister Egbert Anregungen preisgab: „In Essig einlegen", sagte er, „oder in süßer Sahne. Das Fleisch muß rot bleiben. Gebt Pilze hinzu, fetten Speck und zerdrückte Wacholderbeeren." Der Meister verstand etwas vom Essen, wie es im Dorf überhaupt auf Essen und Trinken ankam, und nicht auf Musik und Bücher und derlei. Es war die harte Welt von Leuten, die bei Petroleumlicht zur Welt gekommen waren und das Einmaleins auf Schiefer gekratzt hatten.

Was aus der Hufschmiede geworden ist? Meister Egbert war achtundneunzig, als er starb. An jenem Tage gab es schon fast keine Gäule mehr im Dorf. Er wurde nicht von Pferden zum Friedhof gezogen, sondern von einem Leichenauto, das sich der Sohn eines seiner Gesellen angeschafft hatte. Die Schmiede hat sich längst in eine Schlosserei verwandelt, die Zugmaschinen repariert und Mopeds mit Treibstoff versorgt.

Ich habe nichts dagegen. Es ist Fortschritt, was sich da ereignet. Der Wohlstand breitet sich aus. Auch fangen die Schlosser erst um pumpen. Gottlob, sage ich. Nur das Pink-pink und das flackernde Geleucht der Esse und das Hufegeklirr und den Geruch nach verschmorter Wildsau — das gibt es alles nicht mehr. Es macht mich traurig — aber was bedeutet es schon, wo wir jetzt doch Glühlampen und Radio und Fernsehen haben.

Auch das ist lebendig!

-N-